

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 127.

Mittwoch, 10. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergr.

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er sieht nach der Uhr.

„Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit!“

Der Alte hatte sich ausgerichtet:

„Da — an der Tür — hörst du nicht — —“

„Was? Glaubst du, es kommt jemand?“

„Ich will nachsehen. Geh' du neben hinein, Frank!“

Stepan Andrejewitsch erhebt sich mühsam und schlürft hinaus — Offersdorf ist aufgestanden, er lauscht, ohne sich zu rühren.

Stimmen.

Die Tür knarrt und schließt sich leise.

Da — jemand spricht.

Jetzt hört man's deutlich:

„Frank — ist Frank drinnen?“

Es ist Gorodin. Offersdorf steht schon in der Tür.

Er hat Gorodins beide Hände erfaßt:

„Daß ich dich noch sehe, lieber Junge! Und ich dachte schon, es seien Leute von der Tscheka. Aber was ist denn — wie siehst du denn aus?“

„Tscheka — du sagtest Tscheka —“

Gorodin war hinter Stepan ins Zimmer getreten.

Sein Gesicht ist grau.

„Was ist denn?“

Stepan und Frank fragten es gleichzeitig.

„Nichts — es ist schon gut . . .“

Gorodin läßt sich in einen Stuhl fallen.

„Was ist denn los, Boris, ist irgend was passiert?“, fragt Frank behutsam.

Der Jüngere schüttelt den Kopf, er starrt zu Boden, ohne sich zu rühren. Frank wirft einen Blick auf seine Uhr. Noch eine Viertelstunde! Aber was ist mit Boris geschehen? Diese Veränderung seit den zwei Monaten, die sie sich nicht gesehen haben — —

Stepan kommt mit dem Tee herüber:

„Hier, trink Boris!“

Gorodin trinkt ein paar Schluck, er setzt die Tasse weg — seine Augen haben plötzlich etwas Fieberhaftes.

„Ist da jemand? Habt ihr nichts gehört? Da — an der Tür?“

„Gar nichts, Boris, es ist doch ganz still.“

„So?“

Boris fährt sich über die Stirn, er bricht in ein kurzes krampfhaftes Lachen aus:

„Das ist — ich dachte — —“

„Was dachtest du denn —?“

„Nichts . . .“

Das Lachen bricht ab. Er sieht auf, gerade in Offersdorfs Augen, sein verirrter Blick bekommt langsam eine fast schmerzliche Klarheit. Er atmet kurz und zittert, seine Hände schließen sich um die Stuhllehne.

„Ich — habe Strachin erschossen —“, sagt er leise.

„Was hast du — — —?“

Offersdorf ist aufgesprungen, sein Stuhl stürzt um!

„Ist das dein Ernst?“

Gorodin nickt.

„Wann — — war denn das?“

„Heut' nachmittag — vor seinem Haus —“

„Und du sitzt hier — wartest du denn, bis du verhaftet wirst?“

Stepan ist aufgestanden, er schwankt, jetzt steht er vor Gorodin, halb über ihn gebeugt.

„Boris — weißt du denn, was du gemacht hast — ein Mitglied der Regierung —“ Offersdorf bricht ab.

Stepans Hände streicheln mit einer zitternden Bewegung über Gorodins Schulter:

„Boris — wenn sie hierher kommen und dich finden! Du mußt fort —“

Gorodin macht eine müde Bewegung:

„Ich weiß — ich mußte es tun . . . Marina . . .!“

Ein Stöhnen bricht aus seinem Mund. Stepan geht langsam an den Tisch zurück. Seine Hände umklammern die Kante.

In die Stille hinein dringt Offersdorfs Stimme:

„Boris — du kannst keinen Augenblick länger hier bleiben — jede Minute kann einer kommen — du mußt sofort weg von hier — hörst du?!“

Gorodin schüttelt den Kopf:

„Lach, Frank . . .“

„Boris, du darfst hier nicht sitzen bleiben! Wie lang kannst du denn noch fort? Hast du nicht daran gedacht, daß du fliehen mußt?“

„Ich habe nur daran gedacht, daß es mir gelingt, ihn zu bekommen.“

„Du mußt fort — auf der Stelle!“ Offersdorf richtet sich auf. „Ich bringe dich weg . . .“

„Wohin willst du ihn denn bringen“, fragt Stepans brüchige Stimme aus dem Dunkel.

„Nach Telagin Ostrow — da steht ein Wagen.“ Offersdorf sieht auf die Uhr. „Es geht sehr gut. Der Finne wird dich über die Grenze bringen —“

„Was für — was für ein Finne?“

„Frag' jetzt nicht, Boris! Zieh' dich an.“

„Frank Pawlowitsch“, Stepan kommt langsam nach vorn. „Es ist der Finne, von dem du gesprochen hast — der dich . . .“

Offersdorf hat sich umgedreht, Stepan sieht in sein Gesicht, das unbeweglich ist. Seine Augen halten die des Alten umklammert. Er macht eine kurze Geste des Schweigens.

Auf Stepans Zügen liegt Hilflosigkeit:

„Und du — Frank —?“

Offersdorf nimmt ihn am Arm:

„Er fährt“, sagt er leise und fast hart, „und du sprichst kein Wort weiter!“

„Kommst du wieder, Frank?“ murmelte der Alte. Offersdorf antwortet nicht, er steht vor Gorodin:

„Du kommst jetzt mit, Boris“, seine Stimme ist leise und zuredend, „wir müssen gehen, hörst du? Komm Boris, steh‘ auf! Stepan Andrejewitsch — hast du noch einen Schluck Branntwein für ihn? So — das trinkst du! Komm.“

Stepan hilft Gorodin mit zitternden Händen in den Mantel; Dffersdorf steht schon in der Tür. Er geht die paar Stufen zu dem Hintereingang herunter und schiebt den Riegel zurück. Stepan kommt mit Gorodin nach, der blaß und starr, fast automatisch geht. Dffersdorf läßt ihn durch die Tür und gibt Stepan die Hand. Es ist ein kurzer, heftiger Druck. Dann faßt er Gorodin unter den Arm, und sie gehen durch den Garten. Hinter dem Zaun liegt eine schmale Straße. Keiner sieht sich mehr: um. Dann kommt der Wald.

„Wohin wollen wir?“ fragt Gorodin im Laufen.

„Nach Telagin Ostrow. Links — Boris! Da hinten sind Posten.“

„Wir müssen über die Brücke . . .“

„Da ist niemand jetzt!“

„Das kommt kurz abgebrochen. Sie sprechen nicht mehr. Schnee flirrt unter ihren Füßen, nirgends ist Licht.“

Sie passieren die Brücke.

Dahinter beginnt der Wald. Buchen und Birken. Unterholz. Sie laufen die schmale Straße entlang, die von Löchern zerrissen und vereist war. Dffersdorf bleibt stehen.

„Hier müßte der Wagen sein“, flüstert er.

„Was für ein Wagen? Wer hat ihn?“

„Ein finnischer Bauer fährt ihn. Du kannst dich auf ihn verlassen! Er kennt das Seengebiet wie seine Tasche. Es ist die einzige Art, wie es dir glücken kann! Wo nur Parantainen steck! Weiter vor, Boris.“

Sie hasten vorwärts, eiligen Schritts. Die Birkenstämme schimmern in dem ungewissen Licht der Schneenacht.

„Da vorn!“

Dffersdorfs geübtes Auge erkennt die Umrisse eines Gefährts. Sie laufen das letzte Stück. Ein niedriger offener Schlitten, winzig — neben dem Kutscher noch ein Sitzplatz — ein kleines russisches Pferd davor, steht im Querweg. Der blonde Finne, der in seinem riesigen Pelz aussieht, wie ein Kolos aus dem Urwald, steigt vom Bod. Dffersdorf spricht ein paar Worte finnisch mit ihm in der schlechten Aussprache der Russen — aber genug, um sich zu verständigen. Er wendet sich an Gorodin:

„Parantainen bringt dich über Lachta und Oela nach Terijoki. Im Schlitten ist Heu und noch ein Pelz. Hier hast du Geld! Steig ein, mein Junge. Du hast nichts zu tun, als Parantainen für dich sorgen zu lassen!“

Gorodin steht auf. Sein verstörter Blick bleibt auf Dffersdorfs hasten. Und plötzlich kommt Wahrheit in seine Augen!

„Frank — ich verstehe das nicht — all dies — der Schlitten, der Kutscher, — du hast doch nicht gewußt, daß ich verfolgt werden würde — du wußtest doch — überhaupt nicht, was ich getan hatte . . .“

Seine Worte kamen abgerissen. Dffersdorf nimmt seine Hand:

„Lieber Junge —“

„Frank, du verbirgst mir irgend etwas! Frank, du mußt mir sagen — ich beschwöre dich —“

Dffersdorf hält noch immer seine Hand — er lächelt — ein seltsam unwirkliches Lächeln:

„Du brauchst dir gar keine Sorgen zu machen, Boris. Parantainen fährt oft die Straße — man hat ihn manchmal nötig! Du siehst ja, wie gut es ist, daß er manchmal da ist.“

„Aber woher wußtest du, daß er heute abend hier steht?“

„Weil ich ihn hierhin bestellt habe! Er besorgt etwas für mich über die Grenze. Bist du nun beruhigt? Wenn ihr nur gut über die Drahtverhaue kommt! Von Oela an seid ihr in Sicherheit! Und nun leb‘ wohl!“

„Frank — —“

Gorodins Gesicht hat etwas sehr Junges in all seiner Zerrissenheit. Er fällt Dffersdorf plötzlich an die Brust — es ist, als käme Erinnerung über ihn, und jähes Grauen. Dffersdorf schiebt ihn mit sanfter Gewalt in den Schlitten:

„Du mußt jetzt fahren!“ murmelt er.

Der Finne knallt mit der Peitsche — ein Ruck — das Pferd zieht an. Dffersdorf steht und sieht dem Gefährt nach.

Um ihn ist schweigender Wald . . . Schnee . . . Schnee . . .

Er starrt in die Schlittenspuren und fühlt plötzlich ein Würgen in der Kehle — etwas, was ihn mit fürchterlich schmerzlicher Gewalt anfaßt.

Zurück?

Es geht kein Weg zurück! Und ist auch kein Weg — nach vorwärts.

Es geht kein Weg mehr zur Grenze — wo eine Frau wartet.

12. Kapitel.

Marees rotes Auto hielt vor dem „Lamm“ in der Kreisstadt. Maree hatte Verschiedenes für die Leute im Dorf eingekauft und ging jetzt zu dem Zeitungsladen herüber. Ihr Blick überflog müde und ohne recht den Sinn zu erfassen, die Titel der ausgehängten Zeitschriften.

Von drinnen aus dem Buchladen drang eine Stimme, — scharf und ein wenig laut. Raum hatte Maree den Ton gehört, als sie auch schon instinktiv zurückwich. Aber es war zu spät, Ada Dehringen stand bereits in der Ladentür.

„Nein, bin ich froh, daß ich Sie trefse, liebe Frau von Dffersdorf!“

Ada streckte den Arm aus, an dem unzählige Pakete baumelten, in ihrem pelzgefütterten Mantel wirkte sie sehr stattlich. Jetzt erst sah Maree, daß ihr Gesicht unter dem hellblauen Filzhut stark gerötet war. Sie hing sich in Marees Arm ein, ohne daß diese etwas dagegen tun konnte.

„Nein, meine Liebe, war das ein Schreden! Mein Gott, ich kann mich noch immer nicht beruhigen! So was tut man doch nicht!“

„Wovon sprechen Sie denn, Frau von Dehringen?“ fragte Maree, die es inzwischen aufgegeben hatte, sich aus dem Arm der Dehringen zu befreien.

„Wovon? Ja, wissen Sie denn nicht — hat Ihre Cousine Ihnen denn nicht —“

„Fränziska?“ fiel ihr Maree ins Wort, „was hat —“

„Sie wissen also noch von gar nichts?“

„Was ist denn mit Fränze los?“ drängte Maree und fühlte ein unklares Erschreden.

„Sie haben die ganze gräßliche Geschichte nicht gehört? Na, Sie werden Augen machen! Also: bei uns war eine kleine Tanzerei, so ein Lämmerhüpfen, — man muß doch auch was für die Jugend tun, in diesen schweren Zeiten! Ich hatte der Li ihre ganze Tanzstunde eingeladen, die Borgs aus Wassehnen, die Schmalowmädels, den kleinen Hagen, die Plimmerows, den Hanno Dffersdorf — — ja, aber hätte ich denn das wissen können? Der Hanno war doch immer ein anständiger Junge —“

„Was hat Hanno?“ Maree hatte sich losgemacht und stand der Dehringen gegenüber; ihre Gesicht war blaß unter der schwarzen Filzklappe. Aber Ada achtete nicht darauf, sie redete weiter, und ihre Stimme hatte den Ton heftiger Empörung:

„Was er hat? Im dunklen Gang ist er über die Li hergefallen, abgekühlt hat er sie — bedroht — was weiß ich? Was viel Schlimmeres hätte noch kommen können, wenn ich nicht zufällig, ganz zufällig dazwischen gekommen wäre. Na, was sagen Sie? Meine Tochter! — Dieser gemeine Kerl! Die Li hockt jetzt mit Weinkrämpfen in ihrem Zimmer. Vorgenommen hab‘ ich sie mir! Das arme Wurm! Pöuffiert hat sie ein bißchen mit ihm, Gott — die Kleine hat ja noch keine Ahnung! Und da benimmt der Bengel sich so bodenlos —“

(Fortsetzung folgt.)

Wie Peter einen Charakter bekam.

Eine Kindergeschichte von Bernhart Rehse.

Peter saß im Kinderzimmer und dachte, während die Tränen auf seinen Waden eintrockneten, über ein tiefes Problem nach. Die Grundfesten seiner Weltanschauung waren erschüttert. Heute, an seinem fünften Geburtstag, war der Traum seines Lebens in Erfüllung gegangen. Auf dem Geburtstagstisch stand neben dem Kuchen mit den fünf kleinen Lichtern und dem großen in der Mitte ein wunderschöner Roller mit Gummirädern. So schnell war er noch nie mit dem Frühstück fertig geworden, damit er auf die Straße durfte. Sei, wie der Roller flüchte. Schnell wie ein Auto kaufte er über den Asphalt.

Dann waren die Freunde aus den Nachbarhäusern gekommen, der Kurt, der Otto, der Heinz, der Erich, und alle hatten seinen Roller bewundert. Zuletzt war der Fritz gekommen. Fritz war der Sohn des gefürchteten Hausmeisters und ging schon in die Schule. Das erfordert Respekt. Und Fritz hatte diese beiden Eigenschaften, die von einer schnellen, gleich zuschlagenden Hand und einem geschickten Mundwerk unterstützt wurden, dazu benützt, sich zum Anführer der kleinen Schar zu ernennen, dem alle unbedingt zu gehorchen hatten. Im Kinderstaat der Straße herrschten harte, unerbittliche Gesetze, diktiert von einem absoluten Herrscher, wie bei den Normadenvölkern der Frühzeit.

Fritz prüfte den Roller mit sachmännischen Blicken. Eine Probefahrt, die er ohne Erlaubnis des Eigentümers unternahm, fiel so zu seiner Zufriedenheit aus, daß er sofort ein neues Gesetz erließ: „Der Roller ist schneller als meiner. Der Hauptmann muß den schnellsten Roller haben. Er gehört mir. Du kriegst dafür meinen.“ Sein Herrscherblick ließ jeden Widerspruch verstummen. Dann flüchte er davon und kehrte mit seinem Roller zurück, den er Peter übergab. Es war ein altes, gebrechliches Behältnis mit Eisenrädern. Das Hinterrad hatte einen Riß und ließ jeden Augenblick aus der Achse. „Er ist noch so gut wie neu“, versicherte Fritz, „nur hat er keine Gummiräder. Aber für dich macht das nichts, weil du kein Hauptmann bist.“ Damit ließ er Peter stehen und fuhr stolz auf den Gummirädern davon. Die Freunde kannten das traurige Fahrzeug und jeder gestand sich wohl im stillen ein, daß Peter einen schlechten Tausch gemacht habe. Aber keiner wagte ein Wort dagegen zu sagen. Fritz war der Herrscher, und sie waren die Sklaven.

Da stahl sich Peter aus dem stillen Kreise und rannte nach Hause. Als er die Haustür hinter sich hatte, stürzten die Tränen hervor. Und aufgelöst vor Schmerz warf er sich in den Schoß seiner Mutter. Als diese aus der zerrissenen Kinderseele endlich das Fürchtbare, das sich zugetragen hatte, erfahren hatte, wollte sie die Magd schicken, den Roller zurückzuholen.

Da war das Unerhörte geschehen: Der Vater verbot das Eingreifen einer höheren Gewalt in der Gestalt der Magd und erklärte: „Wenn der Junge den Roller nicht selbst holt, dann mag ihn der Fritz behalten.“ Und fürchterlich funkelten seine Augen den armen Peter durch die Brillengläser an. „Wann wirst du endlich einen Charakter bekommen?“ Da Peter auf diese Frage keine andere Antwort wußte, als erneut in ein Geheul auszubrechen, so hatte der harte Befehl des Vaters ihn ins Kinderzimmer gewiesen.

Da lag er nun in seinem Schmerz und versuchte Ordnung in das Chaos zu bringen, in das ihn die Ereignisse gestürzt hatten. Drei Nächte kämpften in seiner Seele. Wenn er den Roller wiederhaben wollte, dann mußte er selber ihn holen, hatte der Vater gesagt. Der Fritz gibt ihn aber nicht her. Da muß er mit ihm raufen. Aber die Mutter sagt, darf ich nicht. Aber der Vater ist stärker als die Mutti, das gilt mehr. Also werde ich mit dem Fritz raufen. Aber wenn ich ihm den Roller abnehme, dann sagt er, ich bin ein Feind, und ich werde ausgestoßen. Kein Bub darf mich dann mehr ansehen. Dann muß ich allein spielen. Und das ist langweilig.

In dem Wirbel der jagenden Gedanken fand er keinen Ausweg, und seufzend ließ er den heißen Kopf hängen. Da fiel ihm das Wort des Vaters ein: „Wann wirst du endlich einen Charakter bekommen?“ Das gab sicher die Lösung, er mußte einen Charakter haben. Aber was war Charakter? Er wuschte die letzten Tränen Spuren ab und ging in Vaters Zimmer. Der sah an seinem Schreibstisch, und als er aufblickte, war er gar nicht mehr zornig. Da stellte Peter sich vor ihn hin. „Vater, ich will einen Charakter haben.“ So fröhlich hatte Peter seinen Vater noch nie gesehen. Er sprang auf, nahm ihn auf den Arm und rief: „Hurra! Mein Sohn hat einen Charakter!“ Dem Peter wurde ganz feierlich zumute. „Vater“, flüsterte er, „ist ein Charakter so was Schönes?“ — „Und ob das etwas Schönes ist, mein Junge. Das ist das Schönste, was ein Mann — und jetzt bist du ein kleiner Mann geworden — haben kann.“ Dann küßte er ihn und stellte ihn wieder auf die Füße. „So, mein Junge, und jetzt geh' und erobere dir dein Eigentum zurück.“

Peters Kopf glühte. Was brauchte er mehr zu wissen? Jetzt mochte ihn der Fritz aus der Gemeinschaft austreten, wenn er ihm den Roller abnahm. Es gab etwas, das noch viel schöner

war, als mit anderen Buben spielen: Er war ein kleiner Mann, so wie der Vater ein großer war.

Sich seiner jungen Kräfte bewußt, stürmte er aus Vaters Zimmer, die Treppen hinunter auf die Straße hinaus.

Dort fuhr der Hauptmann auf seinem Roller und grinste ihn an. „Her mit meinem Roller!“ fuhr ihn der kleine Mann an. Der Räuber lachte ihn aus und kaufte davon. Doch Peter stürmte ihm nach und gab ihm einen Stoß, daß Fritz und Koller auf den Asphalt flogen. Das schadenfrohe Gelächter der Untertanen begleitete den Fall des Hauptlings. Der raffte sich auf und stürzte sich mit einem Wutgeheul auf den Empörer. Doch Peter wartete nicht wie sonst unterwürdig die Schläge des Hauptmanns ab, er ging selbst zum Angriff vor. „Ich habe einen Charakter!“ schrie er den Verdächtigten an und hämmerte mit seinen kleinen Fäusten auf den Gegner los, so daß dieser, an der Gegenwehr verzweifelt, laut heulend die Flucht ergriff und, von Peter verfolgt, in seinem Hause verschwand.

Der schöne Spitzentragen war zerrissen und blutige Kratzenwunden hatte er an den Händen. Aber sein Jungensherz klopfte in stolzer Freude. Charakter ist Kampf gegen Unrecht, dämmerte es in ihm auf. Ein Jubelgeschrei der Freunde empfing den Sieger. „Der Fritz ist ein Feigling. Du sollst unser Hauptmann sein, Peter“, rief es im Chor. Da packte ihn Staunen. Charakter ist Sieg und Triumph, jubelte es in seiner ahnungslosen Knabenseele.

Das blaue Signal.

Von Wilm Frhr. v. Münchhausen.

Von unten drängt der Straßenlärm nur schwach herauf. Aber den 35. Stock hinaus ragt der breite Eisenrahmen für die Lichtreflektoren noch in den leeren Raum. Zwei Mann hängen zwischen den Eisenstreben und befestigen Kabel, elektrische Kabel; darüber strahlende Sonne.

„Reich“ mir das rote Kabelende herauf, Jan.“

„Jan sieht erstaunt nach oben.“

„Das hast du doch in der Hand, Wilhelm.“

„Richtig — bin'n bißchen zerstreut — wegen Annemarie.“

„Wir sind beinahe einig, weißt du —“

„Was heißt: beinahe?“ — „Sie will sich heute entscheiden; ich warte nur auf ein Signal. Sieh mal hinunter —“

„Tausend Fenster, eins wie das andere.“

„Da — links — 14. Stock, zweites Fenster. Das ist Schmidt u. Co., Motoren.“

„Und? Ich sehe nichts Besonderes.“

„Hinter dem Fenster arbeitet Annemarie, an der Schreibmaschine. Wenn sie mich heiraten will, wird sie ein blaues Taschentuch nach außen hängen.“

„Romische Idee! So'n Art Heiratsflagge, was?“

Zwei Arbeiter kommen mit einem Preßlufthammer und ziehen einen drahtumwickelten Luftschlauch nach. Eine glühende Niete wird ihnen von der oberen Plattform her zugeworfen. Der eine preßt einen langstieligen Hammer gegen das Kopfende der Niete, die schon im Rahmen sitzt, der andere läßt das glühende Nieteisen mit dem Preßlufthammer breitschlagen.

Ohrenbetäubender Lärm. Der ganze Rahmen schwingt..

„Könnt ihr das nicht später machen? Man hört ja sein eigen Wort nicht“, ruft Jan. Wilhelm schreit von oben:

„Hel! Geht weiter nach links, ihr versperrt mir die Aussicht!“

Der Mann mit dem Preßlufthammer hört erstaunt auf.

„Die Aussicht? Wo siehst du denn hin?“

Jan erklärt ihm alles. Nun schauen alle vier die Fassade hinunter, auf die Fensterreihe Schmidt u. Co. natürlich.

„Was macht ihr denn da?“ erscheint der Vorarbeiter plötzlich. „Ist hier eine Generalversammlung?“

„Wohl oder übel muß Jan nochmals erklären. Auch der Mann vom Fahrstuhl hört interessiert zu und lauft dann eilig wieder nach unten. Nein, sowas! Das ist doch 'ne Sache! Ne blaue Fahne?“

Unten rasseln riesige Rammblöde gegen Pfähle an, die sich langsam in die Erde senken. Bei jedem Schlag klaut's.

Die Zahnräder knirschen, und die Motore saugen. Balken, Träger, Beton, Sand und Stahl. Viel Lärm, und noch mehr Bewegung.

Der Mann vom Fahrstuhl erzählt die Sache mit dem blauen Taschentuch. Und schon sieht die ganze Belegschaft der Rammblöde nach Schmidt u. Co. hinauf. Das wollen sie sich nicht entgehen lassen! Die Sache mit der blauen Fahne ist wie ein Lauffeuer herumgekommen. Der Mann vom Fahrstuhl, der außen am Hochbau auf- und abläuft, hat ein Stück blaues Tuch herausgehängt, das nun mit auf und ab muß.

„Wenn Annemarie das blaue Taschentuch nicht heraushängt, bin ich blamiert“, sagt Wilhelm stöhnend. Er setzt die Mühe schräg übers Ohr und zündet sich eine Zigarette an.

Bald darauf klettert ein anderer Elektriker in den Rahmen. „Du, Wilhelm, die Geschichte mit deiner Braut ist ausgezeichnet. Sieh nur mal. Na, das kann ja noch heiter werden! Die ganze Belegschaft des Hochbaus ist mit einem Male irgendwo an der Nordfassade beschäftigt. Wie die Bienen hängen sie an der Außenwand.“

„Was sagst du nun, Jan?“ — „Es fehlt nur noch ein Reporter.“

„Wer hat denn denen allen die Geschichte erklärt?“
 „Der Mann vom Fahrstuhl.“ — „So? Wenn ich den nur zu fassen kriege...“

„Ach was, Spaß muß sein. Du bist nicht ganz auf der Höhe heute.“

Wilhelm steht bedeutungsvoll nach unten: „Das genügt dir wohl nicht?“ Wenn sie bloß das Taschentuch heraussteckt! denkt er, verzweifelt.

Aber davon ist nichts zu sehen.
 Endlich tönt die Pfeife. Schluß.

„Ich fahre nicht nach unten“, sagt Wilhelm.
 „Stell' dich doch nicht so an.“

„Daß sie nicht will, ist schon zum Weinen, aber daß auch der ganze Bau es nun weiß, ist nicht zu ertragen.“

„Komm' nur herunter, es hilft dir ja doch nichts.“
 Also hinunter: 35 Stod.

Unten stehen sie alle — und unter ihnen Annemarie, feuerrot.

„Annemarie! Warum — — —“
 „Ach, Wilhelm! Du hattest dein Taschentuch doch selbst wieder eingesteckt! Ich hatte ja nichts zum Heraus- hängen...“

Nichtsdestoweniger.

Von F. Schröngamer = Heimdal (Passau = Haidenhof).

„Also, Müller, was heißt nichtsdestoweniger?“

„Nichts = desto = weniger... Das heißt: nichts = desto = weniger. Das heißt: weniger als nichts und desto...“

„Seh dich, fauler Bursche!“ Die Augen des Ordinarius blitzen um die Wette mit den Goldrändern seiner Brillengläser. Das ließ uns nichts Gutes ahnen.

„Der Nächste! Der Fuchshuber! Also, Fuchshuber, erklär dem Müller das Wort! Was heißt nichtsdestoweniger?“

„Nichtsdestoweniger, das heißt: nichts und desto und weniger. Das heißt: nichts — desto, desto...“

Fuchshuber, das heißt, Fuchs und Huber und desto, desto!“ Eine Geste des Ordinarius mit dem ausgestreckten Bleistift „schmetterte“ den Fuchshuber auf seinen Bankstuh, daß die Tintengläser in ihren Gelassen schaukelten.

„Der Brüllmeier! He — schlafst du noch, mein Junge? Also, wird's bald?“

„Nichts = desto = weniger... Nichts = desto = weniger... Nichts = desto = weniger.“

„Sehen und weiterschlafen! Nichtsdestoweniger wird dir im Deutschen einen Bierer bringen. Der Nächste, der Fuchshuber. Was, der ist ja gar eine Schmalznudel? Kannst du nicht bis zur Pause warten? Sehen! Der Nächste! — Also, Damberger, was heißt nichtsdestoweniger?“

„Nichtsdestoweniger, das heißt, nichts = desto = weniger. Das ist nichts und noch weniger und desto...“

„Seh dich!!!“

Der Ordinarius drehte sich auf seinen Absätzen herum, wischte sich den Schweiß von der Stirn und deutete mit seinem ausgestreckten Bleistift geradewegs auf mich. Ich hatte es mit Bangen erwartet.

„Nichtsdestoweniger“, schnellte ich in die Höhe und sprach mit einer Redheit, über die ich mich selbst wunderte: „Herr Professor, das Wort kann kein Mensch erklären. Kein Rektor, kein Universitätsprofessor, kein Kultusminister kann es. Und ich kann es auch nicht, obwohl ich sehr genau weiß, was es bedeutet. Das fühle ich durch mein angeborenes Sprachgefühl. Aber erklären, nein, das kann niemand. Man muß nicht etwas erklären, was ohnedies schon klar ist.“

Das war ein wenig viel für meine fünfzehn Jahre. Aber die Blide des Gewaltigen milderten sich mit jedem Wort, das ich sprach.

„Sehr gut!“ Die Bleistiftspitze senkte sich gegen meine Brust. „Ausgezeichnet!! Ja, es ist so: das Wort kann niemand erklären! Nichtsdestoweniger wollten es die Hornochsen, der Müller, der Fuchshuber, der Brüllmeier und der Fuchshuber. Du hast recht, in der Sprache kommt alles auf das Gefühl an. Fühlen muß man, was ein Wort heißt... Sehen, du hast deine Sache gut gemacht!“

Der schlante Bleistift senkte sich ins Notizbuch und malte einen noch schlankeren Einsler in meine Notizstala.

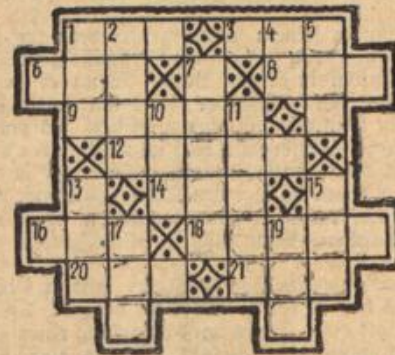
„Nichtsdestoweniger“ wäre ich beinahe verrückt geworden, als ich späterhin für mich selbst eine Erklärung des Wortes suchte.

„Nichts=desto=weniger...“ Lieber Leser, denk über das Wort nicht nach, sonst hast du schlaflose Nächte und wochenlang einen wirren Kopf.

Welt u. Wissen

Ein neuer Tempel der Mondgöttin in Ur. Bedeutsame Funde sind von dem Leiter der Grabungen des Britischen Museums und der Universität von Pennsylvania, C. Leonard Woolley, bei der diesjährigen Arbeit an der Stätte des alten Ur gemacht worden. Wie er in seinem Bericht mitteilt, wurde in dem „Heiligen Bezirk“, in dem die Tempel und andere religiöse Bauten des Mondgottes und seiner Gemahlin vereinigt waren, eine alte Mauer aus dem Jahre 2300 v. Chr. entdeckt, die diese geweihte Stätte gegen die übrige Stadt abschließen sollte. Dieser Wall scheint nicht nur religiösen, sondern auch militärischen Zwecken gedient zu haben, denn er wurde von den feindlichen Eroberern öfters durchbrochen und niedergelegt, dann wieder aufgerichtet, zuletzt von Nebutadnegar. In der Bestode des Bezirkes erhob sich eine hohe Terrasse, auf der der Zikkurat-Turm stand, die merkwürdige Tempelform, die im „Turmbau zu Babel“ wiederkehrt, und bei den neuen Grabungen wurde hier eine noch frühere Zikkurat freigelegt, die unter einer gewaltigen Masse von Ziegelwerk verborgen war und etwa aus dem Jahr 3000 v. Chr. stammt. Hinter diesem Turm befand sich ein großer Tempel, der wahrscheinlich der Mondgöttin geweiht war. Wo man in dieser Anlage die Räume des eigentlichen Heiligtums erwartete, fand man statt dessen Ofen, und so wird vermutet, daß das Gebäude dazu diente, um die Nahrung für die Mondgöttin Nin-gal und für die niederen Gottheiten, die mit ihr zusammen angebetet wurden, zu bereiten. Die Verehrung dieser Göttin hat hier durch alle Zeiten bis zur Zerstörung von Ur angebauert, denn es finden sich Heiligtümer der Göttin aus der Zeit von 3000 bis 1400 v. Chr. Außer anderen wichtigen Funden, zu denen Steingefäße aus der Epoche um 4000 v. Chr. gehören, wurden ein Duzend vollständige Tafeln mit Inschriften, sowie zahlreiche Bruchstücke und über 100 Siegelabdrücke geborgen. Die Schrift gehört einer Periode an, die zwischen der ältesten Bilderschrift und der eigentlichen Keilschrift liegt, und ihr Studium ist wichtig für die Entwicklung der Keilschrift. Unter den Siegeln zeigt eines Gestalten von Löwen und Stieren; es dürfte die erste derartige Darstellung sein, die bis heute in die erste Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. zurückgeht.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Gutschein. 3. Niederung. 6. Wagenteil. 8. Hauptstadt. 9. Südslawische Münze. 12. Durch die Nase. 14. Türkischer Titel. 16. Zweifelhafte Gewinnaussicht. 18. Hilfsmittel des Schneiders. 20. Charaktereigenschaft. 21. Chemischer Grundstoff (Abfärbung). — Senkrecht: 1. Waschgelegenheit. 2. Germanischer Gott. 4. Flächenmaß. 5. Senkblei. 7. Bepflanzte Fläche. 10. Nebenfluß der Donau. 11. Schweizer Kurort. 13. Gotteshaus. 15. Sportgerät. 17. Abfärbung. 19. Artikel.

Auflösung der Magischen Treppe in Nr. 120:
 1. Most. 2. Oboe. 3. Sole. 4. Teerose. 5. Oder. 6. Seni. 7. Eriosee. 8. Soll. 9. Elle. 10. Eten.